

Zeitschrift:	Solothurnisches Wochenblatt
Herausgeber:	Franz Josef Gassmann
Band:	7 (1794)
Heft:	7
Artikel:	Fortsetzung des Briefes an den kranken Freund M. über das jüngst aufgeführte Schauspiel : der Papagoy
Autor:	[s.n.]
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-819678

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Solothurnisches Wochenblatt.

Samstags den 1^{ten} M^{är}z 1794.

N^{ro.} 7.

Fortsetzung
des Briefes an den franken Freund M***
über das jüngst aufgeführte Schauspiel:

Der Papagoy.

Freund! wenn sich's befehlen oder erbitten ließe,
Jemand zu lieben: so würde ich mit befehlender und
bittender Miene dir zurufen: Liebe, liebe mir meinen
Eury da! Warum zog mich doch dieser Charakter mehr
an, als sonst iraend einer im Stücke? Durchgeh noch
einmal, ich bitte darum. Georg's und Eury's letzte
Reden, nämlich ihre Zurückinnerungen an Kindheit
und Vaterland! Sieh, Georg, der Europäer, spricht:
von Höckerweib, Glockenton, Kirchthurm, Kuchen,
Befriedigung der Wünsche u. s. f. Eury, der sogenannte
Wilde, spricht von der Staude, die mit ihm aufwuchs,
vom Murmeln Bachs, der die Vaterhütte umspülte,
vom Zwitsern Vogel im angränzenden Wäldechen,
vom Zappeln d Fischchen im Wassertopfe und
lustigem Davon, o. n. Georg beschäftigt sich und den
Verstand der Zuschauer mehr mit allgemeinen Begriffen;
Eury biethet der Einbildungskraft und dem Herzen mehr
dar, versinnlicht mehr, giebt mehr Anschauungen. O,

G

aur jener fühlt Xury's Reden ganz und innig, nur
jener, der auch Jahre lang unter fremdem Himmel
weilte oder noch weilet, der sich noch des traulichen
Tannenhayns hinter dem Geburtsdörfchen erinnert,
wo er so gern Lustwandelte, wo er Blumen pflückte und
Erdbeeren, die er in einen Strauß band, seinem Mäd-
chen reichte, und dafür keinen Blick der Liebe empfieeng!
O Vaterland und Vaterlandsliebe! — „Mache mir
„doch nicht so viel Wesens von deinem Xury!“ Trau-
ter! Der Philosoph aus Genf soll gesagt haben, daß
das bürgerliche Leben deswegen mit so vielen Nebeln
durchkreuzt sey, weil wir vom Pfade der Natur abwichen,
so wenig Geschmack mehr an ihren reinen Freuden,
und beynahe gar keine Idee mehr von der Unschuld,
Naivetät und Unbefangenheit eines Naturkindes haben.
„Stille doch! Xury ist ja eine bloße Hirngeburt des
Dichters, die nur durch gute Darstellung, wie hier,
gesallen wird...“ Lieber! ich bitte dich, laß mir den
Glauben, daß alle Knaben und Jungen und Männer
xury si rt seyn sollten, mithin es auch seyn könnten.
Freylich, dann würden die Söhne des Puders wenige
Haarbeutel mehr aufzuheften haben, und das wäre Jam-
merschade! — Genug der Glossen, weiter in der Ge-
schichte des Schauspiels!

Georg und sein Freund, zurückgewiesen von der Thüre
des Reichen, werden endlich von einem alten Fischer
beherberget. Das ist die verkehrte Welt: meynet der
Mohr. Der Europäer fällt ein: Hier theilt der Arme
sein Nichts mit dem Armen, und giebt mehr, als der
Reiche hat.

Folgenden Morgen findet Georg vor der Fischerhütte
seinen Vater, im Gewande des Elends. Welche Scene,

— wie der Alte den Sohn um Verzeihung der ehemaligen Härte bittet, — wie der Sohn nichts vom Vergangenen wissen will, und nur sich reich und glücklich preist, den Vater wieder zu haben! Die jedesmalige Stille im Schauspielhause zeugte, daß man diese Scene ganz ausführte. —

Georg erfährt, daß Vater Richard noch einem rauhen mürrischen Schiffer dreyzehn Thaler für die Überfahrt schuldig sey. Dieses Geld herbeizuschaffen, muß der Papagoy verkauft werden.

Georg. Lauf, Xury! bieth' ihn feil. Es gehört hier zu Lande so mit zum guten Tone, einen bunten plappernden Vogel aufs Fenster stellen zu können.

Xury. Wist ihr was, Herr! verkauft mich.

Georg. Pfuy! Du bist mein Freund.

Xury. Eben deswegen. Euer Feind würde sich wohl nicht für euch verkaufen lassen. *

Georg. Ich brauche wenis, dreyzehn Thaler. Geh!

Xury. Ach! Der Papagoy ist ja das einzige, was wir gerettet haben.

Georg. Eben darum gehört es meinem Vater.

Xury. Er hat mir immer aus dem Munde gefressen.

Georg. Mein Vater hungert.

Xury. Nun, so fahre wohl, armer Iako! Wirst vielleicht in Hände gerathen, wo du mehr Zucker und Mandeln bekommst; aber so lieb, wie ich dich, wird dich keiner haben. Lebe wohl, und mache deiner Erziehung keine Schande! u. s. f.

Die Käferin des Papagoy's ist eine Engländerin, eine Wittwe, ein edles großherziges Weib. In einer

* Hier, ihr Aesthetiker, zieht euch den Begriff vom Naiven ab!

gezwungenen Ehe, an der Seite eines grämlichen Greß-
sen, hatte sie einen Theil ihrer schönsten Jahre vertrau-
ert. Jetzt war sie wieder frey; alles um sich her wollte
sie auch frey haben; nicht einmal einen Vogel mochte sie
im Keficht sehen. Liebhaber erschienen rechts und links;
aber — wer einmal auf dem Eise gefallen, tritt hernach
vorsichtiger auf. Amaliens Maximen waren folgende:
„Liebe ohne Hochachtung ist nur ein artiges Kind, mit
dem man wohl einmal eine Stunde tändelt, aber es
hernach wieder laufen läßt, und ihm höchstens nach-
ruft: komm bald einmal wieder, lieber kleiner Knabe!
Warum giebt es der Menschen so viele in der Welt,
die man nur lieben, aber nicht hochachten kann? —
Nein, goldne Freyheit! nimmer will ich dich vertauschen,
wenn nicht das Verdienst mir die Fesseln reichert. Zwar
bin ich noch jung, und fühle, daß Liebe mir mangelt.
Ich will die Vernunft, als meinen Vormund, aus-
schicken, mir einen Gatten zu wählen; das Herz will
ich nur zur Bedienung mitgeben... — Dieser sonder-
baren Frau gesiel einst ein Lord, weil er in einem
Trauerspiele weinte, und er bekam den Abschied, da
er bey einer Spazierfahrt die Pferde zuviel peitschte.
Wieder eroberte ihr Herz ein Baron, da solcher bey
einer Collekte für Abgebrannte den ganzen Beutel her-
gab; husch! hatte er den Korb, da sie erfuhr, er habe
einen treuen alten Bedienten um einer Kleinigkeit
willen fortgejagt. Dergleichen Züge charakterisiren das
Weib, aber das originelle Weib.

Als nun Amalie den Papagoy in ihre Wohnung
brachte, fieng dieser plötzlich an zu sprechen: „Bethe,
Georg, bethe für den Vater!„ Sie wird hiedurch auf-

merksam, forschet den Xury aus, und erfährt, — wie Georg das väterliche Haus habe verlassen müssen, wie gleichwohl nie Groll und Unwillen gegegen den Vater in ihm erwacht sey, wie dann, um das Bild des Vaters stäts vor der Seele zu haben, dem Vogel jene Ermahnung zum Gebethe gelehrt worden. Diese kindliche Liebe röhrt der Engländerin Herz; wer selbst der Tugend fähig ist, vermag auch Andrer Tugend zu schätzen. Sie schliesset: "ein guter Sohn wird immer ein guter Gatte, sucht Georgen auf, findet in ihm den Mann, den sie sich wünschte, und verspricht — nach der Probezeit eines Jahres — ihm ihre Hand.

Sieh hier die Geschichte des Kozebu'schen Papagoy's! Doch halt! Was aus Ludwigen und seinem Heinrich Werde: möchtest du vielleicht noch wissen? In der Nacht, da Ludwig seinem Vater den Aufenthalt versagt hatte, verriet er alles wieder im unglücklichen Spiele; durch Spiel erworbenes Gut bringt wenig Gedächtnis. Er geht mit seinem Bedienten fort, ins Schlaraffenland, begleitet von den Verwünschungen vieler Gläubiger. Und diese Katastrophe mit Ludwigen [ich muss dir doch zeigen, daß der Kobold der Kriteley auch in mich zuweilen fährt] hat etwas unangenehmes, unbefriedigendes in sich. Ich weiß nicht, ob es allen Zuschauern so, wie mir, gieng; ich sah so einer Versöhnung und Besserung entgegen. Warum Kozebue das nicht so geschehen läßt: dazu mag er wohl seine Gründe gehabt haben; dann wäre vielleicht das Stück zu fünf Akten angewachsen, und der Zuschauer hätte vielleicht sein Interesse nicht mehr so ungetheilt auf Amalien und Georgen geworfen.

Auch das hat den Beyfall deines gehorsamsten Dieners nicht, daß die Heirath noch auf ein Jahr hinausgeschoben wird. Gewohnheit läßt uns immer am Ende eines theatralischen Stük's eine Heirath erwarten; wir lieben das Vollendete. Leutchen, die unser Herz so sehr gewannen, möchten wir gerne ganz mit Ruhe und Glück gekrönt erblicken.

Noch eins! Betty, die Kammerfrau der Lady, ist taub, versteht alles nur halb, und giebt darum meistens verkehrte Antworten. Taube und Stammel können — beym bloßem Lesen eines Schauspiels nur wenigen gefallen, und es scheint mir allzeit ein bedauerlicher Kunstgriff eines Dichters, um lachen zu machen. * Doch, gewöhnlich ist's ja eine Hauptfrage, die zuerst Theaterfreunde an die Schauspieler thun: „Giebt's brav zu lachen in euerm Stük'?, — Und da ich sah, wie die hiesige Aktrice so aufmerksam horchte, wie immer ihre Augen an dem Munde des Redenden hiengen, nach ganz eigner Art der Nebelhörenden: dann verzich ich Rozebüren wieder diesen Charakter; aber wahrlich — der Ausdruck „ich verzich“, kleidet mich, unbedeutenden Richter im Fache der schönen Künste, nicht gar wohl.

*Das Schauspiel soll eine Schule guter Sitten, eine Geisel des Lasters seyn. Aber Naturfehler, wie die der Taubheit und des Stammels dem Gelächter preis zu geben, haben die kompetentesten Kritiker der Dramaturgie missbilligt. Dem nur wenig gebildeten Zuschauer können sie durch höchst gute Darstellung kaum ein Lächeln abgewinnen. Denn der Gedanke, daß vergleichende Naturfehler uns, ohne Verschulden treffen können, dringt sich jedem unwillkürlich auf. —

Gegen Getty sticht desto mehr ihre Gebietherin, Amalie, ab. Sich in der Liebe von der kalten Vernunft leiten lassen — eine sonderbare Idee, die, wäre Amalie ein sechszehnjähriges sinnliches Mädchen, gegen alle Wahrscheinlichkeit laufen würde. Kein war es vom Dichter, dieselbe einer Wittwe bezulegen, die das erstemal unglücklich ins Ehejoch gespannet war, und daher das Zweytemal minder auf die Gestalt als auf Solidität der Gesinnungen sieht. Mit vieler Würde spielte das junge Frauenzimmer von hier diese Rolle. Ein alter Theatermann sagte: „Wenn die Talente dieser Amalie ausgebildet würden, sie bekäme gewiß jenen Ton und jenen dramatischen Empfindungsauftruf, der mir einst an Madame Koberwein so höchstlich gefiel.“

Noch muß ich dich auf die beyden Alten aufmerksam machen. Richard sank von der Höhe des Reichthums in die Tiefe der Dürftigkeit, und äussert darum weit mehr Kleinnuth, als von jeher arm gewesene Fischer „Ich bin, — spricht dieser — drey und siebenzig Jahre alt, gesund, froh und wohlgemuth. Die Arbeit ist mein Arzt, mein Koch, mein Kellermeister. Ich wohne freylich nur in einer armseligen Hütte; aber die Hütte, die mein frohes Lachen hört, ist mehr werth, als der Palast, der meine Thränen sieht.“ Was Gewohnheit für eine mächtige Zauberin ist!

Lebe wohl, Freund! Oder vielmehr: Der Himmel trüsst den Balsam der Gesundheit auf dich hernieder, um — wohl zu leben!

Dein ***